

(Nachdruck verboten.)

26]

Cressy.

Roman von Bret Harte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es wurde immer dunkler, bis der Schauplatz des letzten Kampfes von finsternen Wänden umschlossen schien; ein kühler Luftzug, der wie ein tödtliches Tier durch das Unterholz herangekrochen zu sein schien, bewegte die Locken auf seiner heißen Stirn. Mit festem Griff faßte Hans das Beil, als wolle er sich gegen etwaige wilde Tiere verteidigen, und aus Vorsicht legte er den Hosenträger fester um den Verband. Nun kam ihm der Gedanke, daß er wohl sterben werde. Sie würden gewiß alle sehr betrübt sein und es würde ihnen leid thun, daß sie ihn gezwungen hatten, sich am Sonnabendabend zu waschen. In hellen Haufen würden sie bei seinem Begräbnis auf dem Kirchhof sein, und auf einem weißen Grabstein würde zu lesen sein: „Hans Filgen fiel im Duell, sieben Jahre alt.“ Er würde seinem Bruder, seinem Vater und Herrn Jord alles vergeben. Doch er fühlte noch ein paar Blätter vom Baume auf seine Stirn fallen und entfernte sie mit einer schwachen Bewegung der Hand. Und dann legte er sich auf die Seite, um zu sterben, wie es dem Sproß eines Heldengeschlechts zulangt! Die Bäume bewegten unter dem Hauch eines leichten Windes ihre dunklen Arme über ihm und weiter oben funkelten ein paar Sterne über seinem Ruhestätten.

Doch mit dem Winde und den Sternen kam das eilige Trappeln von Pferdehufen und das Leuchten von Laternen und Doktor Duchesne mit dem Lehrer erschien auf dem Platze.

„Hier war es,“ sagte der Lehrer schnell, „aber sie müssen ihn nach Hause gebracht haben. Kommen Sie dahin.“

„Halt mal,“ rief der Doktor, welcher vor dem Baume stehen geblieben war. „Was ist das hier? Herr Gott, das ist ja der kleine Filgen!“

Im Augenblick waren beide vom Pferde gesprungen und hatten sich über das Kind gebeugt. Hans ließ seine sieberhaften Augen von der Laterne zum Lehrer und wieder zurück wandern.

„Was ist Dir, Hans?“ fragte der Lehrer zärtlich. „Haben sie Dich hier vergessen?“

Bei aller Fieberphantasie kam Hans gleich zur Sache, wenn auch mit einiger Abschweifung.

„Getroffen!“ lipelte er schwach. „Getroffen im Duell! Sieben Jahre alt!“

„Was?“ fragte der Lehrer voll Bestürzung.

Doch nach einem prüfenden Blick in sein Gesicht hatte der Arzt den Anaben auf seinen Schoß gehoben und den umgeschickten Verband schnell entfernt. „Leuchten Sie her. Bei Gott, er spricht wahr. Wer hat das gethan, Hans?“

Doch Hans schwieg. Wohl kam ihm eine Ahnung von der Ursache des Unfalles — allein seine kindlichen Lippen blieben heldenmütig geschlossen. Fragend blickte der Lehrer den Arzt an.

„Nehmen Sie ihn vor sich auf den Sattel und dann zu Mc Kinstry,“ sagte dieser eilig. „Ich kann beide vornehmen.“

Zärtlich nahm der Lehrer das Kind in die Arme. Erstreckt durch die Aussicht auf einen Ritt, empfand Hans ein schwaches Interesse für seinen Leidensgefährten.

„Hat ihn Seth schwer getroffen?“ fragte er.

„Seth?“ rief der Lehrer in höchster Erregung.

„Ja. Ich sah, wie er gezielt hat.“

Der Lehrer antwortete nicht, aber im nächsten Moment fühlte Hans sich fest umschlungen und das Pferd wie ein Wirbelwind in der Richtung nach Mc Kinstrys Rauch dahinjagen.

XIV.

Sie fanden den Verwundeten im Vorderzimmer liegen, wo ihm aus Varenjellen notdürftig ein Lager bereitet war, da er sich geweigert hatte, das Schlafgemach seiner Frau aufzusuchen. Bei der Möglichkeit eines bedenklichen Ausganges und gehorsam einer alten Tradition der Grenzbevohner hatte er sich nicht die Stiefel abziehen lassen, damit er „in denselben sterben“ könne, wie es bei seinen Vorfahren Sitte gewesen. Hans konnte deshalb in Frau Mc Kinstrys Bett

untergebracht werden, während Doktor Duchesne seine ganze Aufmerksamkeit dem schwereren Falle zuwendete. Eifrig schante der Lehrer nach Frau Mc Kinstry aus. Sie war nicht nur im Zimmer nicht anwesend, sondern schien auch gar nicht im Hause zu sein. Noch größer war seine Ueberraschung, als er die auf seinen Lippen schwebende Frage durch ein warnendes Zeichen der andern zurückgeschleucht sah. Er setzte sich neben den nun schlafenden Knaben und erwartete die Rückkehr des Arztes, wobei sein Geist mit der befremdlichen Aufklärung beschäftigt war, welche ihm von den Lippen des Kindes geworden. Wenn Hans in der That Seth hatte auf Mc Kinstry schießen sehen, dann war wohl dessen Verwundung erklärt — allein nicht Seths Motiv. Die That war so ganz unverständlich, so unvereinbar mit Seths Haß gegen den Lehrer, daß der Junge irre geredet haben mußte.

Der Eintritt des Arztes machte seinen Gedanken ein Ende. „Es ist nicht so schlimm, wie ich dachte,“ sagte er mit ermutigendem Kopfnicken. „Es ist dicht an 'ner Arterie vorbeigegangen, aber wir haben die Kugel, und in 'ner Woche ist er wieder auf Deck. Beim Zeus! Doch — dem alten Feuerfresser lag mehr an der Kugel wie an Leben oder Sterben! Gehen Sie hinein — er will Sie sprechen. Lassen Sie ihn aber nicht zu viel reden. Er hat eine Menge Bekannte rufen lassen, ich weiß nicht, weshalb — und Sie finden da drinnen eine große Versammlung. Gehen Sie und jagen Sie die Leute fort. Inzwischen will ich nach dem kleinen Filgen sehen — mit dem Bengel steht's nicht schlimm.“

Einen Blick der Erleichterung warf der Lehrer dem Arzte zu und dann trat er in das Vorderzimmer. Es war mit Männern angefüllt, welche der Lehrer instinktiv als seine Gegner von vorhin erkannte. Doch sie machten ihm mit einem gewissen rauhen Respekt und verschämter Sympathie Platz, als Mc Kinstry ihn an seine Seite rief. Der Verwundete lagte ihn bei der Hand. „Heben Sie mich 'a bißchen auf.“ Küsterte er ihm zu. Mit Anstrengung richtete der Lehrer ihn auf.

„Männer!“ sagte Mc Kinstry mit einem charakteristischen Schwanken seiner verkrüppelten Hand gegen die Menge, während er die andere dem Lehrer auf die Schulter legte, „Ihr habt mich vorhin reden gehört; hört jetzt zu. Dieser junge Mann hier, den wir überfallen und dem wir unrecht gethan haben, hat die Wahrheit gesagt — allemal! Ihr könnt Euch auf ihn verlassen, das ist gewiß. Ihr braucht natürlich nicht zu fühlen, was ich fühl', aber wer mit ihm ansind't — der hat's mit mir zu thun. Damit gut — und ich dank' Euch für Euren Beistand. Nu geht, Leute, und laßt mich 'nen Augenblick allein mit ihm.“

Die Männer schoben sich langsam hinaus, einige schüttelten dem Lehrer mit gewichtigem Ernst oder halb lächelnd, halb verschämt die Hand. Der Lehrer nahm die angebotene Versöhnung der Männer, welche ihn vor nur wenigen Stunden mit gleichem Eifer gehncht hätten, mit kühler Verwunderung entgegen. Als die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, wandte er sich zu Mc Kinstry. Der Verwundete war wieder zurückgesunken und betrachtete mit schläfriger Befriedigung eine Kugel, welche er zwischen den Fingern hielt.

„Die Kugel hier, Herr Jord,“ sagte er mit leiser Stimme, deren Schwäche sich nur aus der bedächtigen Art erkennen ließ. „Ist nicht aus der Fint' gekommen, die ich Ihnen gab — und ist nicht von Ihnen geschossen.“ Er hielt inne und fügte dann in seiner alten zerstreuten Weise hinzu: „'s ist lang' her, daß ich mich so — ruhig gefühlt hab'.“

Bei Mc Kinstrys körperlicher Schwäche wagte der Lehrer nicht, ihm von Hansens Entföhlung etwas mitzuteilen, und er begnügte sich damit, ihm einfach die Hand zu drücken, doch im nächsten Moment fuhr der Verwundete fort:

„Die Kugel paßt grad in Seths Revolver — und der Hund hat sich fortgemacht.“

„Aber welche Veranlassung konnte er haben, bei solcher Gelegenheit auf Sie zu schießen?“ fragte der Lehrer.

„Er dacht' sich, entweder ich schieß' Sie tot, und dann wär' er uns beide los, ohne daß es einer merk': oder wenn ich Sie nicht getroffen hätt', dann würden die anderen Sie aufhängen — wie sie auch wollten — weil Sie mich totgeschossen hatten. Die Idee kam ihm, wie er hört', daß Sie auf mich nicht schießen wollten.“

Schändernd empfand der Lehrer, daß Mc Kinsty in der That das Richtige getroffen habe. In der augenblicklichen Erregung wollte er schon erzählen, was Hans ihm mitgeteilt hatte, doch ein Blick auf den Verwundeten, bei dem das Fieber im Anzuge war, hieß ihn davon abstehen. „Neben Sie nicht mehr davon,“ sagte er hastig. „Mir ist's genug, daß ich gerechtfertigt vor Ihnen stehe. Ich bitte Sie nur noch, sich ruhig zu verhalten, bis der Doktor zurückkommt — da Sie allein zu sein scheinen und Frau Mc Kinsty —“ verwirrt hielt er inne.

Eine eigne Bestürzung zeigte sich auf dem Gesicht des Kranken. „Sie ist vorhin rausgegangen wegen der Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und mir. Sie werd'n bemerkt haben, Herr Ford, daß sie Ihnen nicht grün ist! 's giebt kein Weib, das Blain Rawlins Tochter gleichkommt, wo's heißt, dem Mann beistehen und ihn zum Kampf aufzuwecken, aber was Sie und Gressy angeht, so fang' ich an zu glauben, Herr Ford, daß sie nicht ganz — ruhig ist. Da Sie selbst ruhig sind, werden Sie alle Unannehmlichkeiten nicht so übel aufnehmen. Was Sie auch von ihr deswegen hören, oder auch von ihrer Tochter — denn ich nehm' den Unsinn zurück, den ich gered't hab', daß Sie mit Gressy durchgehen wollten — vergessen Sie nicht, Herr Ford, daß sie oder Gressy nichts gegen Sie hatten — 's war alles bloß, weil sie nicht Ruh' und Besonnenheit hatte. Manchmal kommt mir's vor, als haben die Weiber das überhaupt nicht. Und weil Sie selbst ruhig und verständig sind, werden Sie das einsehen und sich damit zufrieden geben.“

Der alte schmerzsmilde Blick brach wieder so deutlich aus seinem Auge, daß der Lehrer sich veranlaßt fühlte, ihm sanft die Hand über die Augen zu legen und mit mattem Lächeln ihn zu bitten, er möge zu schlafen versuchen. Das that er denn auch schließlich, nachdem er leise versichert, daß er sich nun ruhiger fühle. Die Hand auf die Augen des Kranken gelegt, saß der Lehrer eine Weile da, und ein seltsames Gefühl der Vereinsamung schien aus den offenen Spalten des öden Hauses auf ihn herabzusinken. Zeitweise blies der Wind klagend durch die offenen Spalten und schien den Ton sich entfernender Stimmen herüberzutragen. So stark war der Eindruck, daß der Lehrer, als der Arzt mit Mc Kinsty's Bruder wieder eintrat, neben dem Bette mit eben jenem Gefühl der Verlassenheit sitzen blieb, welches selbst des Arztes ermutigendes Lächeln nicht zu verschrecken vermochte.

„Das geht ja prächtig,“ sagte er, als er die ruhigen Atemzüge des Schlafenden vernahm, „und ich rate Ihnen, nun auch zu gehen, Herr Ford, ehe er erwacht, sonst könnte er versucht sein, wieder viel mit Ihnen zu reden. Jetzt ist er aus aller Gefahr heraus, Gute Nacht! Ich spreche bei Ihnen im Hotel vor, wenn ich heimkehre.“

Noch in halber Betäubung schritt der Lehrer zur Thür und in die Nacht hinaus. Festig bewegte der Wind die Baumwipfel, doch die fernen Stimmen schienen allmählich schwächer zu werden und schließlich für immer zu verstummen.

Wieder war der Montag da, und der Lehrer saß schon früh am Morgen im Schulhause an seinem Pult, mit der noch feuchten neuesten Nummer des „Stern“ vor sich. Der frische Duft der Nichten wehte durch das Fenster herein, und von fern ließen sich die Stimmen seiner herbeiströmenden Herde vernehmen, während er folgendes las:

„Der Thäter des feigen Einbruchs in die Akademie von Indianerbrunn am vorigen Donnerstag, der infolge unglücklicher Mißverständnisse zur Aufbietung von mehreren unserer vornehmsten Bürger und schließlich zu einem höchst bedauerlichen Rencontre zwischen Herrn Mc Kinsty und dem ausgezeichneten und hochachtenswerten Dirigenten der Schule führte — hat sich leider der verdienten Strafe entzogen, indem er mit den Seinigen das Land verlassen hat. Wenn er, wie man sich glaubwürdig erzählt, sich auch einer beispiellosen Verletzung der ritterlichen Ehrengesetze schuldig gemacht hat, die ihn für immer davon ausschließt, vor dem Ehrengericht sein Recht suchen zu dürfen, dann werden unsre Mitbürger nur zu froh darüber sein, daß sie nicht weiter genötigt sind, sich mit ihm zu besudeln. Diejenigen von unsren Lesern, welche den trefflichen Charakter der beiden Herren kennen, die so zu einem feindlichen Rencontre gezwungen gewesen sind, werden sich nicht wundern, wenn sie erfahren, daß auf beiden Seiten das weitestgehende Entgegenkommen an den Tag gelegt und die entento cordials völlig wiederhergestellt worden ist. Die Kugel — welche eine hochwichtige Rolle bei den

nachfolgenden Auseinandersetzungen gespielt hat und die dem Rebolber eines Unbeteiligten entstammen soll — ist aus der Wunde des Herrn Mc Kinsty entfernt, und dieser befindet sich auf dem besten Wege schneller Heilung.“

Nicht gerade unwillig lächelnd über diesen wertvollen Beitrag der Presse über jene Affaire richtete er seinen Blick auf den folgenden, vielleicht weniger erfreulichen Passus:

„Herr Benjamin d'Aubigny, der in wichtigen Geschäften nach Sacramento gereist ist, wird sich, wie wir hören, in kurzem mit seiner Gemahlin wieder vereinigen, welche durch das ihm leztthin widerfahrene Glück in den Stand gesetzt ist, ihren bisherigen Wohnort in den Staaten zu verlassen und die ihr gebührende Stellung an seiner Seite einzunehmen. Wie wir erfahren, soll Frau d'Aubigny eine schöne und feingebildete Dame sein, so daß wir nur bedauern können, daß ihr Mann durch seine Geschäfte gezwungen ist, für die Zukunft in Sacramento seinen Wohnsitz zu nehmen. Herr d'Aubigny ist von seinem Privatsekretär Rupert begleitet, dem ältesten Sohne des Herrn H. G. Filgen, welcher ein hervorragender Schüler unsrer Akademie gewesen ist und unsrer Jugend zum Vorbilde dienen kann. Zu unsrer Freude erfahren wir, daß sein jüngerer Bruder sich schnell von einem kleinen Unfall erholt, welcher ihm in lezter Woche infolge unvorsichtigen Umgehens mit Feuerwaffen widerfahren ist.“

Tief in Gedanken starrte der Lehrer auf das Papier und erwachte erst aus seiner Träumerei, als das Schulzimmer gefüllt war und alles ihn verwundert anblickte. Hastig wollte er nach der Glocke greifen, als er bemerkte, daß Octavia Dean aufstand.

„Ach, Herr Lehrer, Sie haben ja noch nicht gefragt, ob wir was Neues wissen!“

„Wahrhaftig — ich vergaß,“ meinte der Lehrer lächelnd. „Nun, hat jemand etwas zu erzählen?“

„Ja, Herr Lehrer. Gressy Mc Kinsty kommt nicht mehr in die Schul.“

„Wirklich?“

„Ja, Herr Lehrer, sie hat sich verheiratet.“

„Verheiratet?“ wiederholte der Lehrer mit Anstrengung und in dem Bewußtsein, daß aller Augen auf sein bleiches Gesicht gerichtet waren. Verheiratet — mit wem denn?“

„Mit Zoe Masters, in der Baptistenkapelle in Big Bluff, am Sonntag, und Ma'm Mc Kinsty war auch da.“

Eine kurze atemlose Pause folgte. Dann erhoben sich die Stimmen seiner kleinen Schüler zu einem hellen Chor:

„Ach, das haben wir schon lang gewußt, Herr Lehrer!“ —

(Nachdruck verboten.)

Märkisches Junkertum der Vergangenheit.

Die Junker pochen bei uns heute mehr als je auf Stand und Vorrecht. In wirtschaftlichen Leben und in der Gesetzgebung möchten sie eine besondere privilegierte Stellung einnehmen gegenüber dem Masse des Volkes und diesen ganz ihren Sonderinteressen dienstbar machen. Jeder Erfolg steigert nur ihre Begehrlichkeit. Den gesunden Appetit und die Lust zum Zulangen, die die Junker heute wieder zeigen, haben sie all' ihre Tage gehabt; durch diese Eigenschaften sind sie groß geworden. Sie wären eben nicht das was sie sind, wenn sie nicht immer rücksichtslos von ihren Ellenbogen Gebrauch gemacht, die andern zurückgestoßen und die Masse des Volkes als für den Junker und seine Interessen geschaffen, betrachtet hätten.

Es erscheint heute, da die Begehrlichkeit unsres Junkertums alle Welt beschäftigt, wohl an der Zeit, historische Mühsalide auf die Entwicklung unsres Junkertums zu werfen. Dazu sei hier eine Sittenstizze geliefert, die sich auf das märkische Junkertum beschränkt und auf eine Zeit, da dasselbe machtvoll emporstach: das 16. Jahrhundert.

Von der Art, wie damals die Junker sich prozig gegenüber dem „Plebs“ zur Geltung brachten, legen bei uns zumal die „Luzusverordnungen“ Zeugnis ab. Zwar entsprangen sie häufig, wie allgemein in Deutschland den Köpfen der Ratsherren, die mit dem Erlaß politische und sociale Motive verbanden. Die kurfürstliche Verordnung, die 1551 in Berlin erlassen wurde, war ganz offenbar auf den Einfluß der märkischen Junker zurückzuführen, die sich über den stolz zur Schau getragenen Reichtum der „Pfeffersäde“ ärgerten. Der märkische und insbesondere der Berliner Bürger waren durch die bedeutende Entwicklung, die Handwerk und Handel genommen hatten, zu beträchtlichem Reichtum gelangt. In den eisenbeschlagenen Trühen der Bürger lag mehr Geld als in mancher märkischen Burg, deren Besitzer stolz auf den Bürger herabsah. Der Bürger aber zeigte seinen Reichtum durch den Luzus, den er und seine Angehörigen entfalteten, durch den Bräut und die Verschwendung, die er bei seinen Festen trieb. Und da konnte

das Junkerlein, welches nur seine mageren Schollen hatte und die Leibeigenen, die es plackte und schindete, oft nicht mit. Der Glanz des „Standesherrn“ wurde verdunkelt durch die flott rollenden Thaler des Bürgers. Durch Luxusverordnungen, zu denen der mächtige Adel den Kurfürsten veranlaßte, mußten daher der bürgerlichen Prunkentfaltung Grenzen gesteckt werden.

1551 regelte eine Berliner Verordnung den Luxus nach „Ständen“. Aus der Beschränkung sieht man, wie übermäßig die Verschwendung gewesen sein muß. Bei seinen Hochzeitsfesten wurde dem Bürger die Aufstellung von zehn Gastischen erlaubt für zusammen 120 Personen; zur „Brauttruppe“ durfte nur noch ein halber Ochse verlost werden. Die Dauer der Festivität beschränkte man auf drei Tage. Nur dem Junker war erlaubt, bei seinen festlichen Gelagen diese Grenzen zu überschreiten.

Auch in Bezug auf die Kleidung sorgten alsbald Verordnungen dafür, daß der Bürger den Junker an Glanz nicht überstrahlte. So wurde der Gebrauch des kostbaren Zobelpelzes dem Adel vorbehalten, während der bürgerlichen Kleidung nur noch „ehrlieh Tuch“, die „Elle zu zwei bis drei Thalern“ genommen werden durfte. Freilich konnte auch diesen Luxus sich nur der reiche Bürger erlauben; das Proletariat jener Zeit lief in dürftigen Lumpen einher.

Jetzt konnte der Junker der „Kanaille“ so recht zeigen, wie hoch er über ihr stand. Der „Pfefferack“ durfte nicht mehr, wenn er von dem Prunk und der Völlerei eines Festes auf einem märkischen Herrensitze hörte, dies überbieten durch größeren Aufwand. Er mußte sich der Standsordnung, wie sie in den Luxusedikten festgelegt war, fügen. Und auch im Prunk der Kleidung sah sich jetzt der märkische Junker genötigt gewürdigt. Darunter wuchs sein Stolz, seine Anmaßung und zeigte sich in erhöhter Plakerei und Hänbelsuchen. Wenn die Landjunker zu Wagen oder hoch zu Ross nach Berlin kamen, um ihre blaublütigen Verwandten zu besuchen, die es sich in irgend einer Sinecture bei Hofe wohl sein ließen, so schwärmten Landjunker und Hofjunker in den Berliner Trinksüben umher. Auf der Bank, wo die Junker saßen, wurde kein Bürger geduldet. Wenn das Herrontum des sauren Weines genug genossen hatte und der Kopf benebelt war, begann die Hänselei des Stadthandwerkers. Wagte der ein Wort des Protestes, so ward er mit Hohn und Spott überhäuft oder aus der Trinksübe verjagt, in der dann die lärmenden Junker die alleinigen Herren waren. Brach dann das Dunkel der Nacht herein, so führten die Begehrten tobend durch die Gassen; die Degen klirren und oft ereignete es sich, daß ein Junkerschwarz in seinem Uebermuth wohl Bürgerhäuser stürmte, die Bewohner verlorchte und mit der Klinge hinaus auf die Straße trieb. Nächtlige Schlägereien, Noheiten und Vergewaltigungen von Junkern verübt, waren, wie uns die Chronisten schildern, in jener Blütezeit des Junkertums keine seltenen Erscheinungen. Hatten sie ihr Mütchen am „Plebs“ gekühlt, so kamen wohl die edlen Ritter auch untereinander selbst in Streit und in den dunklen Gassen klirren die Degen bis einer blutend auf dem Pflaster blieb. Die willkürlich vom Baum gebrochenen Kaufereien mit den Bürgern wurden so schlimm, daß die Bürger sich verpflichteten, sich untereinander wider die adligen Kaufbolde zu unterstützen. Sie führten förmliche Kämpfe mit dem Adel und wenn nachts das Geschrei: „Bürger heraus!“ erscholl, dann griff mancher zur Waffe, um sich der Junker zu erwehren. Nicht selten nahmen solche Prügeleien ein blutiges Ende.

Die rohe Sittenlosigkeit der märkischen Junker kommt recht treffend in einer uns erhaltenen Predigt zum Ausdruck, die ein angesehenere märkischer Geistlicher jener Zeit und zwar als Leichenrede am Grabe eines Edelmannes hielt. Darin nennt er die Herren Junker „epikuräische Welsäue“, die da könnten „fressen, laufen, martern, swüten, fluchen, Anzucht treiben, sich unflätig und garstig stellen“. Sie seien meist Leute, „die da viel aufzorgen und wenig zahlen“, die, wenn sie gemahnt werden, „die Nase rümpfen, die Stirn kraus machen, das Maul aufwerfen, das Messer stürzen und die Klängen zuden.“ — „Und ist oft,“ so schließt dieser Sittenschilderer entrüstet, „ist solchen Junkern ohne Geld eine große, breite Gasse zu enge, einen andren gemeinen Menschen neben sich lassen herzugehen!“

Freilich besaßen wohl nur einzelne der Amtsbrüder jenes Redners den Mut, dergart von ihren Vorträgern zu reden. Viele hatten kaum die Qualitäten dazu, denn damals war mancher Jünger der Gottesgelehrtheit, der dem Junker predigte, nicht besser wie der Junker selbst. Es wäre sonst nicht zu verstehen, daß Andreas von Möbell, als er 1577 die einträgliche Pfrunde im Stifte Havelberg erhielt, folgenden Revers unterschreiben mußte:

„Ich will mich auch des Vollhausens enthalten und bei jeder Maßzeit mit zwei ziemlichen Beckern Bieres und Weines zufrieden sein. Sollte ich dies übertreten und einmal trinken befunden werden, so will ich mich in der Küche einstellen und mir vierzig Streiche weniger einen, als dem heiligen Apostel Paulus geschehen, von dem sie Ihro kurfürstliche Gnaden dazu verordnet worden, mit der Nute geben zu lassen.“

Um dieselbe Zeit schrieb Daniel April aus Berlin: „Wunder habe ich gehört wie sich unsre Pfaffen schlagen, schelten und zanken, daß es Sünde und Schande ist. In der St. Nikolaus-Kirche haben sie sich mit den Leuchtern wollen schlagen. Die zu St. Marien haben sich auf dem Neuen Markt einander mit Steinen geworfen, daß man sie mit großer Mühe hat von einander bringen müssen und ist nur alles um das leidige Geld zu thun, das sind ihre guten Exempel in diesen gefährlichen Zeiten.“

Was konnte man da noch vom Junker erwarten!

Es würde durchaus verkehrt sein, zu glauben, die Noheit der Junker wäre in der vorhin geschilderten Art nur zum Ausdruck gekommen, wenn sie in Berlin des sauren Weines und des Bernaischen Bieres zu viel genossen hätten. Sie waren vielmehr auf der heimischen Scholle noch viel brutaler; es ist manchmal geradezu schrecklich zu lesen, wie sie ihr Mütchen an dem armen Leibeigenen kühlten, der ihnen mit seiner Familie mit Leib und Leben überliefert war. Auf der Ausbeutung der „herrschastlichen Untertanen“ baute sich ja die Existenz des Junkers auf und die Auswucherung nahm vom 16. Jahrhundert ab immer mehr zu bis in das 19. Jahrhundert hinein, da der Leibeigene durch den „freien“ Landarbeiter abgelöst wurde.

Auf den Gütern der Mark wurde während der Zeit der Leibeigenschaft fast überall gleichmäßig verfahren. In gewissen Jahreszeiten trieben des Junkers Bögge alle „dienstfähigen Untertanenkinder“ auf dem Gutshofe zusammen. Der Junker wählte sich die Tauglichen aus; die mußten ihm sechs bis acht Jahre dienen. „Du mußt auf den Hof“, war das Schreidenswort für diese „Leutekinder“. Kaum fünf bis acht mal das Jahr hindurch Fleisch oft von kranken oder halb krepierendem Vieh, sonst nur Graupen, Hirse, Erbsen und auch davon nicht immer satt zu essen — das war die Kost, die der Junker dem Arbeiter gab. Der Geldlohn reichte kaum, um die Kleidung zu kaufen. In Oberschlesien, wo die Zustände noch schlimmer waren als in der Mark, sagten die Untertanen den Junkern: „Vieher zehn Jahre im Spinnhaus arbeiten, als zwei Jahre Ew. Gnaden Untertan sein!“

Neben den Ackerdiensten verlangte der Junker vielfach Fischereidienste. Die herrschastlichen Teiche wurden mitte Oktober oder November ausgefischt. Zu diesem Zweck mußte der Untertan ins Wasser steigen, das oft schon mit einer dünnen Eiskruste bedeckt war, und die Fische mit Netzen oder mit den Händen fangen. Wenn die Leute dabei völlig erfarrten, wurden sie heraus an ein Feuer geführt und man goß ihnen gewärmtes Bier, mit Pfeffer vermenget, ein; oft mußte ihnen aber erst „das Maul aufgebrosen werden“.

Wie elend waren damals die Löhner, in denen der Junker in der Mark wie in allen andern Teilen Preußens den „Untertan haufen“ lieb. Fluchte der Untertan an dem Bauersälligen herum, gleich machte der gierige Junker daraus eine neue dauernde „Verpflichtung“, vor der sich der Bauer um so mehr fürchtete, weil er mit Lasten überladen war. So ließ er's laufen und der Junker ließ erst recht den armen Bauern in größten Schmutz haufen. Die Lehnwände der Hütten waren durchlöchert, das Strohdach drohte einzustürzen; oft konnte man die morschen Bretter des Eingangs kaum mehr eine Thüre nennen und auf dem bloßen Erdboden in der Stube wälzten sich die Schweine mit den zerlumpten Kindern im Kot. Auf solchem Bauernelend baute der Junker seine Herren-Existenz. „Der Bauer lebte von der Hand in den Mund“, schreiben die Chronisten, „und konnte von Glück sagen, wenn es seine Lasten, gutscherrliche und öffentliche, richtig abtragen konnte.“ Von den märkischen Junkern wurden namentlich die Kossäten erbärmlich schlecht gehalten. Von einem Jahr zum andern mußten sie sich durchquälen. Oft hatten sie zu Weihnachten bereits kein Getreide mehr; dann kamen sie weinend und bettelnd auf den Gutshof und erhielten von der Herrschaft, nach Prügel und Schimpfen, einiges Getreide. Manchmal mußte sie ihnen selbst das Salz geben, so arm waren die „Untertanen“ durch die Junker geworden.

Prügel, Schimpfworte, Fußtritte, Heberarbeit, unzureichende Nahrung, unmenschliche Noheit — das war die Art, wie der Junker den Bauern gegenüber trat. Wenn er vor dem Bürger in der Stadt die Klinge zückte, was brauchte er da Umstände zu machen mit dem Bauern, der ihm doch ganz preisgegeben war! Zwar sind uns von der Mark keine solchen Ungeheuerlichkeiten überliefert wie von Oberschlesien, wo die Bauern das Fleisch von krepierendem, lebendig verbrannten, mit Schwitt bedeckten Kühen aus Hunger verzehrten, oder wo der Gutsherr den toten Bauern in eine aus Mistbrettern genagelte Kiste werfen und verscharren ließ — aber vielleicht sind sie uns nur deshalb aus der Mark nicht überliefert, weil hier die zuverlässigen Chronisten fehlten, die den Junkern auf die Finger saßen. Aber auch in der Mark ist das zutreffend, womit ein Hochadliger selbst, Hermann Graf zu Dohna, einmal die Zeit der größten Junkernacht charakterisierte:

„Es war die gute alte Zeit, wo die Gutsherren den größten Teil ihres Lebens der Jagd und der Gastfreierheit für ihre Standesgenossen widmeten; wo sie eine Ehre darin suchten, ihren Gästen unter den Tisch zu trinken; wo aus den Fenstern des herrschastlichen Schlosses Jubel und Becherklang ertönte und unter den Fenstern der Stadt des Fronvogts schwirrte.“ — E. R.

Kleines Feuilleton.

h. o. Seruntergekommen. Alles lief in der Richtung nach dem Menschenhaufen, der sich vor dem kleinen, bausälligen Hause angeammelt hatte. Selbst jene, die es eilig hatten, nach dem Jahrmarkt zu kommen, blieben stehen, lehrten um und gingen zögernd oder auch eilig zurück.

Das laute Getreisch und Gelächter, das aus dem Menschenhaufen drang, übertönte gellend den Lärm der hinter dem Hause rangierenden Gitterzüge und das Getöse, Geblase und Georgle des

miten in der Stadt sich abspielenden Jahrmakts-Trubels. Daß man aber auch in der Dämmerung der wenigen Laternen nichts Bestimmtes erkennen konnte! Der Menschenhaufen war zu dicht. Jetzt verhallte das Gelächter. Eine gebrochene Frauensimme schallt laut: „Schämen sollt Ihr Euch! Schämten! Na — na, laßt mal den Korb stehen! Meine Pfeffernüsse. — Ach, meine Pfeffernüsse! . . . Was geht es Euch denn an, wenn ich auf meinen Korb schimpfe? Warum schläft er denn das Haus ab und geht fort? Warum geht er denn fort und kommt nicht wieder? Warum kommt er nicht wieder?“

Ihre Stimme überschlug sich gellend und sie endete im Schluchzen. Das wurde erstickt von dem höhnischen Gelächter und Gelächter, das sich sofort wieder erhob.

„Weil ihm der Himmel besser gefällt als Du!“ schrie einer die Alte an. Sie zuckte zusammen und strich sich heftig mit zitternden, gichtigen Händen das Haar aus der Stirn:

„Was — was? Weil ich ihm nicht gefalle? Weil der Himmel ihm besser gefällt? Meine Pfeffernüsse, laßt meine Pfeffernüsse stehen!“ Sie wendete den Kopf hin und her und schlug um sich unter den Kinderschwärmen, der sie umdrängte.

Die meisten Zuschauer lachten. Sei, war das mal ein Jahrmakts-Vergnügen!

Als die Frau ihre kleinen Quälgeister ein wenig zurückgedrückt hatte, wandte sie sich an den, der ihr zugesprochen: „Weil ihm der Himmel besser gefällt als Du!“

„Rein,“ sagte sie, „er geht darum trinken, weil ihn alle auslachen! Alle sagen sie, der ist ja heruntergekommen. Ja, das sind wir auch!“ schrie sie stolz, „das sind wir auch! Wir hatten auch mal Pferde und Kutschen. In einem Landauer bin ich sogar gefahren. Wir hatten Mädchen und Diener. Wie eine Fürstin habe ich gelebt! Aber Ihr? Ihr kennt das nicht, Ihr kennt das nicht. Bei mir haben die Diensteute wie Herren gelebt, ja, bei mir. Ich konnte das Geld fortwerfen! Hier, wie die Pfeffernüsse.“

Und sie griff in ihren Marktkorb und warf mehrere Hände voll unter die Kinder, die wie verhungert darüber herfielen und sie von dem feuchten Pflaster auslachten. Als aber ein paar ganz verwegene Jungen selbst in den Korb greifen wollten, wurde die Alte wieder böse und ängstlich.

„Meine Pfeffernüsse, meine Pfeffernüsse!“ jammerte sie. „Ist das nicht schrecklich, eine alte Frau so zu ärgern; ist das nicht schrecklich? Und wer ist der Hauptanführer? Der Paul, der Junge von dem Mann, dem wir das Geld zu seinen Spekulationen geliehen haben, der erst mit unserm Geld was geworden ist. Und nachher hat er uns noch das Letzte abgejaagt. Und jetzt hegt er seine Kinder auf uns, wie die Hunde auf ein räudiges Schaf!“

Sie schlug die eine Hand vor das Gesicht und knickte fast zusammen, während sie herzbrechend stöhnte.

Der Paul, der seine Hand wieder nach dem Korb ausstreckte, um ihn ganz umzureißen, blieb plötzlich so stehen. Er vermochte nicht zuzugreifen. Blöde lächelnd sah er der Alten vor unten herauf in das halbverdeckte Gesicht. Die andren Jungen hinter ihm stießen ihn vorwärts und schrien.

Ein Herr, der mit seinem eleganten Kösserchen wie ein Geschäftsreisender aussah, meinte: „Sie ist ja betrunken!“

„Ree,“ sagte ein Bahnarbeiter, „nee, betrunken ist sie nicht. Aber ich glaube, sie is man nich so jung richtig im Koppe. Det is ihr in't Hirn jesticgen, det ihre besten Freunde, denen sie erst uff die Weine jeholsen, sie um ihr Letztes betrogen haben; die Gesellschaft! Und nu fallen noch die Kinder über se her uff den Jahrmakts, wo se mit Pfeffernüsse handelt. Det is doch jencin!“

Paul stand immer noch mit der ausgestreckten Hand da. Was die alte Fette da redete — so'n dunnes Zeug! Und wozu heulte sie nur so?

Der Geschäftreisende antwortete dem Bahnarbeiter belehrend: „Aber ich bitte Sie, wenn man nicht richtig im Kopf ist, hat man doch nichts im Marktrudel zu suchen! Sie sehen doch, was so'n Weib davon hat. Die sollte doch wahrhaftig zu Hause bleiben und Strümpfe stricken.“

„Was — ich soll die einzige Gelegenheit, wieder empor zu kommen, so vorübergehen lassen?“ fragte die Alte mit leuchtenden Augen dazwischen und trat auf den Herrn zu.

Er sah sie bestürzt, mit offenem Munde an. Dann drehte er sich von einer Seite zur andern und meinte verächtlich: „Ist denn kein Schuttmann da, daß dieser unerquidlichen Scene ein Ende gemacht wird?“ Die Alte sah ihn immer herausfordernder an: „Ich soll also arm und elend bleiben!“

Da stieß den Paul sein Schulkamerad, der mit der gelben Sertanermütze bedeckte Sohn des Superintendenten, an: „Du, schmeiß doch den Kram um. Jetzt sieht es ja keiner, die hucken alle nach dem Herrn da.“

Und da schämte sich der Paul, daß er so lange gezögert. Ja, morgen würden ihn die Sertaner schon ansprechen! Und erst die Quintaner und Quartaner, die so schon auf ihn herabsehen, und dazu die kleinen Jungen aus den Vorschulklassen. Ree — lumpen lassen wollte er sich nicht. Er packte schon zu, da ging die Alte zurück nach ihrem Korb und jammerte:

„Ach, wir bleiben ja doch elend! Da! da! Nehmt mir alles!“ Die Tränen liefen ihr über die ausgeörrten, faltigen Waden, während sie den Korb den Kindern hinhielt.

Paul blieb wie erstarrt stehen. Er wich zurück vor der Alten.

Aber die folgte ihm und drängte ihm mit Gewalt die Pfeffernüsse auf. Er wollte sich in die Menge hineindrängen, in ihr verschwinden. Aber sie gab nicht nach. Endlich. Die Menge, die jetzt still da stand, löste sich. Und im Nu drückte sich Paul hindurch. Von weitem sah er, wie die Menschen zögernd vor der Alten zurückwichen, die ihnen die Pfeffernüsse hinhielt.

„Mensch,“ sagte da sein Freund neben ihm, „dumm warst Du. Hättest doch gehörig zuffassen sollen! . . .“ „Ach wat, wenn sie die Dinger los werden will. Dem Weibe kann geholfen werden!“

Und der Sohn des Superintendenten lief hin und stopfte sich die Taschen voll mit dem Kram der Alten. Die war froh, daß sie alles los wurde. Als sie aber die Hand hinhielt, um Geld zu empfangen — sie hatte inzwischen schon wieder vergessen, daß sie die Pfeffernüsse verschicken wollte —, da rief der Junge höhnisch: „Wat jeschentt is, bleibt jeschentt!“

Und mit vollem Munde umtanzte er die Alte, die wütend den leeren Korb nach ihm schwang. —

Humoristisches.

Moderne Dichtung.

Ich fahre . . .
Am Alexanderplatz . . .
Bei Aschinger auf dem Balkon . . .
Und zähle . . .
Die . . .
Elektrischen . . .
Nr. 1095, Nr. 764, Nr. 113. — — . . .
Vor mir stehen . . .
Brötchen . . .
Brötchen des Leibes! . . .
Aber meine Seele . . .
Leidet Hunger . . .
Und . . .
Flutet zum Müggelsee, . . .
Dort die Schwingen zu rechen . . .
Wie die Trauerweide . . .
Die Blätter im Morgentau . . .
Mein Denken denkt: Dina . . .
Mein Auge aut: Dina . . .
Mein Ohr ohrt: Dina . . .
Mein Mund munder: Dina . . .
Mein Herz herzt: Dina . . .
Ha! . . .
Ein Pfei—i—i—i—f! . . .
Lo . . .
To . . .
mo . . .
ti . . .
ve . . .
! . . .
Und wieder sig' ich . . .
Am Alexanderplatz . . .
Bei Aschinger auf dem Balkon. — . . .
Kellner! Zahlen! . . .

(„Lust. VI.“)

Notizen.

— Bauernfeld-Preis. In der Montagssitzung des Reichstages Abgeordnetenhauses interpellierten die adäquaten Abgeordneten den Reichstagsminister über die Verleihung des Bauernfeld-Preises an den Schriftsteller Dörmann. Die Interpellanten fragen, ob der Minister geneigt ist, darüber Auskunft zu geben, wie er es als Vorsitzender der Kommission beantworten könne, daß durch solchen Litteraturschacher die deutsche Dichtkunst herabgewürdigt wird, und dafür zu sorgen, daß dergleichen nicht mehr vorkomme. —

— Eine Biographie des Komponisten Franz Schubert von Richard Heuberger erscheint noch vor Weihnachten im Harmonie-Verlag (Verlin). Das Werk wird Illustrationen von Max Klinger u. a. bringen. —

— „Der Sonnenstrahl“ von Robert Bach, ein Einakter, der in dem Preisanschreiben von „Bühne und Welt“ neben zwei andren Stücken den ersten Preis erhielt, wurde bei seiner Aufführung in Karlsruhe i. B. abgelehnt. —

— Richard Strauß' Oper „Fenernot“, Text von Wolzogen, wird Ende Januar in der Wiener Hofoper in Scene gehen. —

— Bogumil Jeplers Musikschöpfung „Brautmarkt von Hira“ wurde bei der Erstaufführung im Deutschen Landestheater zu Prag freundlich aufgenommen. —

— Georg Jarnos Oper „Der Richter von Zalamea“ erzielte bei der Aufführung im Altenburger Hoftheater einen großen Erfolg. —

— Henry van de Velde eröffnet mit einem Vortrag „Zu neuer Kunst“ am 8. Dezember, abends 7 Uhr (Theateraal der Urania, Invalidenstrasse), den von der Neuen Gemeinschaft veranstalteten Vortragsschluß. —